

**Lorenz Langenegger**

## **PARALLELUNIVERSUM**

Wenn ich über mich nachdenke, wer bin ich dann? Bin ich derjenige, der nachdenkt oder derjenige, über den nachgedacht wird?

Wenn ich die Gedanken, die ich mir über mich mache aufschreibe? Bin ich dann derjenige, der sich Gedanken macht, derjenige, über den nachgedacht wird oder derjenige, der die Gedanken aufschreibt?

So schnell geht das.

Ohne dass ich mir einen einzigen Gedanken über mich gemacht habe.

Wenn ich die Gedanken, die ich mir über mich gemacht und aufgeschrieben habe, veröffentliche, wie viele bin ich dann?

Und hätte ich mir diese Gedanken nicht ebenso gut nicht machen können. Oder wenn ich sie mir schon gemacht habe, wenigstens nicht aufschreiben können. Oder wenn ich sie mir schon gemacht und aufgeschrieben habe, sie wenigstens nicht auch noch veröffentlichen können.

Ist es beruhigend zu wissen, dass es mich auch gibt als einer, der sich diese Gedanken nicht gemacht hat, und als einer der sie sich gemacht, sie aber nicht aufgeschrieben hat, und als einer der sie sich gemacht, sie aufgeschrieben, sie aber nicht veröffentlicht hat?

Beruhigt es Sie, dass Sie nicht nur die- oder derjenige sind, die oder der das liest, sondern auch die- oder derjenige, die oder der das Heft ungelesen aufs Altpapier legt?

\*\*\*

Die Zeit, 5. Januar 2011

Das All nebenan

Die Sensationsmeldung "leakt" über den Blogeintrag eines geschwätzigen Kantinenmitarbeiters des Kernforschungszentrums Cern: "Energiebilanz der Teilchenkollisionen am Atlas-Detektor geht nicht auf! Die Ursache sind Extra-Raumdimensionen." Was String-Theoretiker seit Langem predigen, ist jetzt gewiss: Es gibt Zigtrillionen mögliche Parallelwelten.

Ein Cern-Sprecher versucht abzuwiegeln, die Meldung sei voreilig. Vielleicht funktioniere der Detektor nicht einwandfrei ... Doch gut Informierte wissen: Eigentlich wollte das Cern den Durchbruch mit grossem Pomp und unter Beisein aller europäischen Forschungsminister inszenieren. Während nun eiligst an einem offiziellen Statement gebastelt wird, hyperventilieren die Journalisten schon. New York Times: Physicists Open Door to a New World. New Scientist: Meet your Doppelgänger! Und Bild: Irgendwo sind wir alle Papst!

\*\*\*

Es ist Mittag vorbei, die Sonne wird von einigen Wolken verdeckt, es hat heute Morgen geregnet. Seltsam wie ich mich auf einer Insel im Golf von Neapel von einem Mairegen betrogen fühle, ist in den heimischen Breitengraden Regen im Mai doch fast eine Alltäglichkeit. „Noch nie hat sich eine so schöne Theorie als falsch erwiesen“, lese ich auf dem Sofa, in einem Haus auf Procida. Gemäß Quantenphysiker Kaku hat Physiker Primack mit diesem Satz die Inflationstheorie des Physikers Guth kommentiert. Wir haben eine Wohnung mit Dachterrasse gemietet. Ich traue mich erst nach Rücksprache mit der Vermieterin auf den gewölbten Teil des Dachs, die Vorstellung durchzuberechnen ist zu mächtig.

Wenn es stimmt, was Guth vermutet, hat sich das Universum nach dem Urknall mit viel mehr als Lichtgeschwindigkeit ausgedehnt. Das ist kein Widerspruch zu Einsteins Relativitätstheorie, die besagt, dass nichts sich schneller als das Licht bewegen kann, weil der leere Raum expandiert und nicht Materie. Sie können sich die Expansion wie einen Ballon vorstellen, der aufgeblasen wird, alle Galaxien und Sterne liegen auf der Oberfläche des Ballons und das sichtbare Universum, alles was wir mit Teleskopen sehen können, und das sind doch immerhin 13.7 Milliarden Lichtjahre, entsprechen einem mikroskopisch kleinen Punkt auf diesem Ballon. Das Universum ist also in

Wirklichkeit noch viel größer, nur bleibt das Meiste unserer Sichtbarkeit auf ewig entzogen. Schön ist diese Theorie, weil sie viel erklärt, zum Beispiel, weshalb das Universum bisher für flach und gleichförmig gehalten wurde, aus dem gleichen Grund, weshalb wir die Erde bis vor kurzem für eine Scheibe hielten, weil wir zu klein sind, um das Ganze zu erkennen.

Aus dem Fenster sehe ich die Dächer einiger Häuser, die mich an nordafrikanische erinnern, obwohl ich da noch nie war, und folglich auch keine Erinnerung haben kann, dann einen Streifen Meer, dahinter die Insel Ischia. Das helle Stoffsofa, auf dem ich sitze und lese, ist zu seinem Schutz mit einem gelben Leintuch überzogen. Später wird das Tuch verrutschen und mir einen Kulturunterschied vor Augen führen. Da, wo ich herkomme, werden neue Polster überzogen, um sie zu schützen, hier werden sie gebraucht bis sie nicht mehr schön sind und dann überzogen. Mir leuchtet diese Reihenfolge sofort ein. Ich erhole mich von einer Erkältung, die ich mir in der Freude über die Wärme zugezogen habe. Bis gestern ist die Sonne seit unserer Ankunft mit dem viel zu schnellen Tragflügelboot aus Neapel von keiner Wolke verdeckt worden. Ich denke über Theorien nach und weshalb ihnen lieber Glauben geschenkt wird, wenn sie schön sind. Ob ich mir eine ausdenken könnte, die wunderschön, aber kreuzfalsch ist? Es braucht keine physikalische Theorie zu sein, schon gar keine astronomische, es könnte eine zu Zitronenbäumen sein und weshalb sie das ganze Jahr über blühen und Früchte tragen.

Abends sitzen wir an einem Tisch unter freiem Himmel und am Wasser, am salzigen Meerwasser, das sich hinreckt bis nach Afrika, obwohl es eigentlich zu kalt ist, um draussen zu sitzen. Vor uns die Fischerboote, still schwankend im fast wellenlosen Hafen, die Netze auf Haufen, Kisten auf Stapeln. Was meine Binnenaugen als prächtige Kombination aus Fischerei und Seefahrt genießen, ist für die drei alten Männer, die auf ihren Plastikstühlen etwas Abseits sitzen, nichts als fünfzig Jahre Mühsal. Der Abend ist wegen der Vorfreude aufs Essen und des Trinkens, das keine Ausrede braucht, meine liebste Tageszeit. Der Negroni auf nüchternen Magen beflügelt den Leichtmut. Die Speisekarte macht große Versprechen. Eine Katze streicht zwischen den Kisten hindurch. Ein Hund hebt ein Bein. Der Kistenberg vor mir hat die Form des Vesuvs. Ob das Zufall ist oder von den Fischern so angeordnet wird? Wer weiß, mit welchen Strategien sie den Schlaf des Vulkans fördern. Ich befehle der Zeit, sich zu krümmen, damit ich mich an dieser Stelle an Pompei erinnern kann, wo wir erst einige Tage später hinfahren werden. Auch mit dem Negroni habe ich vorgegriffen, ohne Paralleluniversen trinke ich hier Wein. Wie haben sich die Menschen zwischen den Mauern von Pompei bewegt? In den Häusern mit ihren Atrien und Fresken, den düsteren Räumen der Terme, im Bordell, das die Angebote mit Zeichnungen illustriert? Im Museo Archeologico Nazionale in Neapel versuchen wir, mehr von der Welt zu verstehen, die in Pompei ausgegraben worden ist. Im großen Prunksaal unter dem Dach gehen junge Frauen vor einer Reihe Lautsprecher, wie sie in den tiefgelegten Autos ihrer Altersgenossen zu finden sind, zwischen zwei Leinwänden auf und ab. Ihre Schuhe wetteifern um den höchsten Absatz, ihre geschminkten Gesichter um das zuversichtlichste Strahlen. Der Gang durchs Museo Archeologico ist der erste Schritt aus der Mietskaserne am Rand von Neapel ins Fernsehen und von da, so träumen sie wohl, zu Berühmtheit und Wohlstand. Ich biege aus dem Saal wieder in einen der Seitenflügel ab, die verzerrte, basslastige Musik höre ich auch vor den Wandgemälden aus dem Isistempel noch. Der Kellner serviert die Antipasti. Ich kehre aus der erinnerten Zukunft zurück an den Tisch im Fischerhafen von Procida. Der Koch hält, was seine Speisekarte verspricht.

Mitten in der Nacht wache ich auf und finde weder auf der einen noch auf der anderen Seite Schlaf, schon gar nicht auf dem Rücken. Diffuse Gedanken, die im Moment viel zu klar erscheinen, kreisen durch meinen Kopf. Die Erinnerung an die Nachricht eines Lesers aus Tübingen, die ich immer noch nicht beantwortet habe, Tübingen, die Stadt, die ich immer noch nicht besucht habe, obwohl da Freunde leben, und ich schon vor Jahren drei Monate in Stuttgart war, ohne einmal hinzufahren. Ich zögere das Aufstehen hinaus. Ein Gedanke führt zum nächsten, überallhin, auch in diesen Text, nur nicht zurück in den Schlaf. Als ich aufgebe, leise aus dem Schlafzimmer und ans Fenster trete, leuchten über Ischia nur vereinzelt Sterne. Die Baumkronen beugen sich im Wind. Die Straßen sind nass. Ich erinnere mich an das Geräusch von heftigem Regen, das

mein Ohr im Schlaf erreicht hat. Die Wolken über dem Golf werden von den Standlichtern der Fischer, von Lichterketten auf Kreuzfahrtschiffen, von Laternen, Scheinwerfern, Rücklichtern, flackernden Fernsehschirmen und von dreckigen Glühbirnen in steilen Treppenhäusern angestrahlt. Ich schlage mein Buch auf und lese nach wenigen Seiten, dass Edgar Allen Poe, ein Freizeitastronom, als erster erklärt hat, weshalb der Nachthimmel schwarz und nicht weiß ist, obwohl es unendlich viele Sterne gibt und folglich überall, wo wir hinschauen, einer leuchten müsste. Poe vermutete richtig, dass die meisten Sterne zu weit weg sind, als dass ihr Licht uns erreicht. Über seine Idee sagte er, dass sie viel zu schön sei, um im Kern nicht wahr zu sein. Schon wieder dieser Glaube an die Schönheit, diesmal von einem Dichter formuliert. Er muss es wissen. Aus Mangel an Kenntnis misstraue ich dem blinden Glauben an die Schönheit in der Wissenschaft, in der Dichtung aber stimme ich sofort zu. Ich kann mir keine schöne Geschichte vorstellen, die in ihrem Kern nicht wahr ist.